Grünberger  Wochenblatt.

19. Jahrgang. № 41.

Redaction Dr. W. Levysohn.

Montag den 21. August 1843.

Bemerkungen über Electrizität.

(In Bezug auf die Notizen in № 39 und 40.)

Schon im väterlichen Hause zu Görlitz hatte ich oft Gelegenheit, Electrizität in den wollenen Tuchen zu bemerken. Die Electrizität erzeugt sich besonders in wollenen Tuchen, welche im Stück gefärbt sind, weniger in solchen, von welchen schon die Wolle gefärbt wurde. Ist ein Tuch an den Rahmen angeschlagen oder angespannt, und völlig trocken, so kann man in jeder Jahreszeit bei einem völlig heitern Himmel verschiedene electrische Erscheinungen bemerken: z. B. Kehrt man den Staub vom Tuche ab, so fliegt er sogleich wieder an dasselbe mit einer solchen Schnelligkeit, als ob er vom Winde getrieben würde. Kommt man mit dem Kopfe in die Nähe des Tuches, so sträuben sich alle Haare nach demselben. Ganz besonders schön ist aber die Erscheinung, wenn man das abgenommene und zusammengewickelte Tuch in eine dunkle Stube bringt und schnell auseinander legt; denn da hört man ein starkes Geknister und sieht Hunderte von Funken hin- und herfahren. Bürstet man das Tuch, so wird die Erscheinung noch stärker, so daß man, wenn man die Hand nahe an das Tuch bringt, nicht allein Funken hinüberzischen sieht, sondern auch ein geringes Stechen fühlt. Zur Erzeugung dieser Electrizität sind besonders folgende Farben geeignet: schwarz, dunkelgrün und dunkelblau. Noch muß ich bemerken, daß, wenn man mit dem Gesicht an ein angeschlagenes Tuch kommt, man ein Gefühl hat, als ob man mit Spinneweben bedeckt würde.

Tobias, Lehrer zu Saabor.

Auch von anderen Seiten sind mehrere Notizen darüber eingegangen, die aber nur schon Veröffentliches mittheilen. Noch nicht bekannten Bemerkungen aber wird gern Raum vergönnen

Die Redaction.

Der glühende Pfennig,

von Gustav Nieritz.

(Fortsetzung.)

Obschon Benjamin Franklin in der neuen Welt bereits den Blitzableiter erfunden hatte, so gab es deren in der alten noch immer nicht überall. Sogar die Hauptzierde Seebergs, die Stadtkirche, entbehrte dieses Schutzmittels gegen das Feuer des Himmels. Daher geschah es, daß zwei Jahre nach der Umdeckung des Thurmes der Blitz in denselben einschlug und, am Kreuze herunterfahrend, das Pech entzündete, mittelst welches jenes in den Tragebalken eingegossen war. Bald verkündete der hervorquellende Rauch, dem später Funken und Flammen nachfolgten, die vorhandene Gefahr. Der Thürmer, obgleich am meisten am Leben und Eigenthum bedroht, that hierauf seine Schuldigkeit.

In das majestätische Rollen des Donners, das die Berge vielfach wiedergaben, mischten sich die ängstlichen Töne der Sturmglocke, so wie die des Sprachrohrs. Und die übrigen Glocken klangen leise mit; denn über ihren Häuptern wüthete ja die verheerende Flamme. Diese nicht weiter herunter dringen zu lassen, war das vereinte Bemühen der wackeren Seeberger. Doch die unzugängliche Spitze ihr zu entreißen, war unausführbar. Eins nur suchte man zu erstreben: zu verhüten, daß letztere beim Zusammenstürzen nicht auf das Kirchendach falle und solches beschädige. Deshalb lag der Schieferdeckermeister Mädler draußen unterhalb der Thurmspitze, auf einem hinausgeschobenen Brette, welches ein paar entschlossene Männer, trotz der in dichter Nähe über ihren Häuptern schwebenden Gefahr, festhielten, und führte mit umsichtiger Hand den Schlauch der Feuerspritze, damit die Flamme von derjenigen Seite der Thurmspitze entfernt bleibe, welche der Kirche zugewendet war. Seine Lage war die gefährlichste, die Hitze unausstehlich; das Sprühen der Funken lästig und das starre Aufblicken in die rothen Gluthen höchst anstrengend. Doch die Beharrlichkeit der unerschrokkenen Männer ward durch den gewünschten Erfolg gekrönt. Das eherne Kreuz sank; — seine Schwere drückte es tief in das Pflaster des Kirchenplatzes ein. Die Halbkugeln des glühenden Knopfes fielen wie reife Aepfel vom Baume herab. Donnernd folgten die verkohlten Balken mit dem nachprasselnden Schieferregen nach. Aber das Kirchendach blieb, Dank der Anstrengung des Meisters, unversehrt. Wären nun die Silberadern Seebergs noch so reichhaltig wie früher gewesen, würde man des Letztern That gewiß mit eben so vielen Silberkuchen belohnt haben, als man jetzt in den kobaltreichen Zeiten mit fünf Thalern that, welche der genügsame Meister auch mit Danke annahm. Aber der wackere Mann fühlte seit jenem Schreckenstage seine Augen mehr und mehr sich verdunkeln, was der Arzt dem langen, starren Hinblicken in die nahen Flammen Schuld gab. Kurz, bereits nach einem halben Jahre war der arme Mädler staarblind geworden und jegliche Hülfe der Menschen vergeblich. Nun hatte der Meister zwar in seinem Leben oft Gelegenheit gehabt, weit sich umzuschauen und demnach auch viel zu sehen, so daß man hätte meinen sollen, daß der Blinde genug gehabt und sich leichter in sein dunkles Schicksal hätte fügen können: allein gerade umgekehrt. Denn, wer viel sitzt, will immer mehr sitzen, und wer viel lieset, verschlingt zuletzt die Bücher. Ja, wer sich an das Naschen gewöhnt hat, hört nicht eher auf, als bis auch das letzte Hemde zum Zuckerbäcker oder zu einem andern Gaumenkitzler gewandert ist.

Fortan suchte Mädler Handleiter und fand deren einen recht getreuen in seiner lieben Veronica. Und Frau Mädler machte es wie die Frau des frommen Tobias, nachdem diesem eine undankbare Schwalbe die ihr bewiesene Gastfreundschaft so übel vergolten hatte: sie spann zwar nicht wie jene, sondern klöppelte Spitzen. Spitzen heißen sie deshalb, weil sie die Reichen, welche dieses Kunstgewebe zu tragen pflegen, stechen sollen, um sie zu erinnern, daß der liebe Gott ihnen den Reichthum nicht blos zum Selbstgenießen, sondern auch zum Mittheilen an den armen Nächsten verliehen habe. Aber gewiß mögen nur wenige Damen, wenn sie in ihrem Ballstaate auf ihre breiten Spitzen blicken, im Geiste das Klöppelkissen sich vorstellen, an welchem beim matten Scheine eines Lämpchens die arme Gebirgerin, oft mit erhitzten, rothgeränderten Augen, sitzt, indeß eine Schaar halbnackter, hungernder Kinder in dem kleinen Stübchen umher springt. Die Blumen in den Spitzen — sind sie nicht oft unter den Thränen ihrer Gärtnerin aufgewachsen und mit denselben begossen worden? Wie alle Klöpplerinnen des Erzgebirges klöppelte Frau Mädler lauter solche Spitzen, deren Namen theils den Hauptbedürfnissen, theils den Leibgerichten, theils den, dem Gebirge eigenen Erzeugnissen der Natur und Kunst entlehnt sind. So fertigte sie Semmelchen, Schwanzbirnel und Hagebuttel, Hahnekämmel, Mäusezähnel und Trommelchen, Kaffeebunnel und Krähogel oder Krähenaugen. Hätte sie nur ihrem blinden Gatten auch ein paar neue Augen, und wenn es selbst nur Krähenaugen gewesen wären, klöppeln können! Sie war eine wackere Frau, welche ihrem Manne keine Vorwürfe machte; ohne zu murren ihre Noth so wie ihr Klöppelkissen geduldig ertrug. Aber auch die 7½jährige Veronica klöppelte, wenn sie ihren Vater nicht zu leiten hatte, trotz einer Erwachsenen.

So währte es ein volles Jahr fort, nach dessen Verlaufe Frau Mädler ihr Klöppelkissen mit dem Hobelspänenkissen vertauschte und — starb.

Vorher hatte sie aber noch den Ihrigen den besten Segen gegeben und absonderlich ihrer Veronica die Sorge für den blinden Vater auf die Seele gebunden, was jene auch in dieser wohl bewahrte und oftmals darin bewegte.

Es war Weihnachtszeit, deren Kälte und Dunkelheit der Gebirger durch selbstgeschaffene Freuden, als Musik, Erleuchtung, Gesang und Kuchenbacken weniger drückend zu machen sucht. Am Heiligabende flammten die Lichter der Christbäume gar einladend aus den Fenstern in Seebergs Straßen herab auf die neugierige Menge, deren ärmere Mitglieder schon darin eine Freude fanden und darum von Haus zu Haus zogen. Noch war es nicht völlig dunkel, und nur die kleinere Zahl der Aeltern hatten den ungeduldigen Bitten ihrer Kinder den Willen gethan und die Christbäume angezündet.

Veronica hatte bis zur Dämmerung an ihrem Klöppelkissen gesessen. Sie würde es noch nicht weggelegt haben, wenn es ihrem Oelfläschchen nicht eben so ergangen wäre, wie dem Oelkruge der Wittwe zu Zarpath. Nothgedrungen mußte sie demnach jetzt feierig werden, was so viel als feiern bedeutet. Sie rückte den blinden Vater in seinem Lehnstuhle noch näher an den Kachelofen, welchem sie hierauf eine Portion Stockholz zu verzehren gab, da sie erst in einer Stunde oder zweien wieder zu kommen gedachte.

„Komm, mein Görgel,“ — sagte sie dann zu ihrem Brüderchen, das sie möglichst gegen die Kälte einzupacken strebte — „wir wollen den heiligen Christ bescheeren sehen.“

Daß derselbe heute an ihrer Wohnung vorüber gehen werde, wußte sie nur zu gewiß. War er doch voriges Jahr schon, wo die gute Mutter noch lebte, sehr kärglich eingezogen!

Das Geschwisterpaar trollte ab.

Draußen hatte bereits Alles ein festliches Gepränge angezogen. Musik und fröhliche Gesänge hallten durch die allgemach sich erhellenden Gassen. Bergleute im festlichen Ornate, die Bergmusikanten an der Spitze, brachten vor den ansehnlichsten Häusern der Stadt ihre Glückwünsche zum Feste singend und musicirend dar. Dann that sich allemal die vorher verschlossene Hausthüre auf und unter schmunzelnden Geberden nahm der damit beauftragte Bergmann die gelbblinkende Erkenntlichkeit aus der Hand des milden Gebers hin, wenn schon derselbe nicht immer ein fröhlicher sein mochte.

Was die großen Menschen machten, ahmten die kleinen nach. Knaben und Mädchen kamen, sangen vor den Thüren und in den Häusern und empfingen ein jeglicher seine Gabe, je nach der grösseren oder kleineren Mildthätigkeit der Bewohner. Dieser Anblick machte Veronica nachdenklich. Wen das Glück nicht von freien Stücken heimsuchen will, der soll es aufsuchen.

Veronica begab sich in dieser Absicht nach dem entlegensten Stadttheile, wo sie weniger bekannt zu sein glaubte. Die Rolle, welche sie zu spielen ging, war ihr noch zu neu, als daß sie nicht einige Aengstlichkeit bei ihrem ersten Auftreten hätte in sich verspüren sollen. Sie gebot ihrem Bruder, einige Schritte zurück ihrer zu warten, zog, sich möglichst unkenntlich zu machen, ihr Kopftuch tiefer in das Gesicht herein und trat pochenden Herzens unter die Fenster eines kleines Hauses, wo sie die frischen, rothen Lippen zitternd zum Singen öffnete. Sie sang:

„Frisch auf, Ihr Bergleut', jung und alt!
Seid frisch und wohlgemuth!
Erhebet Eure Stimmen bald,
Es wird schon werden gut.
Gott hat uns Allen die Gnade gegeben,
Daß wir vom königlichen Bergbau leben;
Ein jeder ruf' im vollen Lauf:
Glück auf! Glück auf! Glück auf!

Man muß gestehen, daß dieses Gedicht unsern Bergleuten vollkommen ähnlich war: nüchtern und niederen Schwunges. Aber, sind nicht die meisten Operntexte eben derselben Natur? und welche Wirkung bringen sie dennoch hervor, hat ihnen der Tonsetzer seinen Geist eingehaucht und der Sänger sie in den Schmelz seiner Stimme gekleidet!

Leise und furchtsam hatte Veronica begonnen, dann immer lauter fortgefahren, bis zuletzt ihre lieblich reine Kinderstimme jubilirend mit dem Bergmannsgrusse schloß. Dann verhüllte sie noch tiefer ihr Gesicht und wartete in sich geschmiegt den Erfolg ihres Unternehmens ab. Zwei lange Minuten schon waren verstrichen und niemand hatte sich gezeigt. Beschämt und gebeugt schickt sie sich an, davon zu gehen — da knarrt die Thüre, eine Frau zeigt sich in derselben und legt in Veronica's freudebebende Hand — ein Stück Kuchen nebst einem Dreier darauf.

O ihr himmlichen Bewohner! blicket herab auf

ein glückliches Erdenkind, dem ein Dreier und ein Stück Gebäck süße Freudenzähren entlocken.

„O mein Görgel" — ruft sie ihrem Bruder zu — „schau' her, wie glücklich ich gleich zum erstenmale gewesen bin! Da, diese große Rosine soll Dein, der Kuchen aber dem Vater sein, damit auch er weiß, daß Weihnachten ist. Vielleicht bescheert uns der liebe Gott noch ein oder das andere Stück." Und sie geht weiter und singt lauter, denn Freude und Dankbarkeit ermuthigen sie. Und hier und da schließt ihr „Glück auf!" auch die Herzen und Hände ihrer Zuhörer auf, und Pfennige, Dreier und Kuchenstücke füllen ihre Hand und des kauenden Bruders Taschen. Ja, selbst ein silberner Sechser blinkt unter den Kupfermünzen hervor. Zwar, wo wäre eine Rose auf Erden zu finden ohne Dornen? An manchem Hause prallen ihre Töne erfolglos ab und einmal sogar mußte sie das Wort: „unverschämtes Bettelvolk!" aus einem halbgeöffnetem Fenster hinnehmen. Ihr Glück nicht durch Ungenügsamkeit zu erzürnen, beschließt Veronica nur noch einmal zu singen und erwählt sich zu diesem Vorhaben das Haus eines angesehenen und wohlhabenden Bergbeamten. Sie nimmt all' ihre Kunstfertigkeit zusammen und ihre Stimme erklingt wie die eines Engels im Himmel. Und alsbald öffnet sich bei dem letzten Glückauf ein Fenster des etwas hohen Erdgeschosses; eine Hand, mit einem Stöckchen versehen, in dessen Hände ein Geldstück geklemmt ist, neigt sich herab und drückt in die ihrige die frohbegrüßte Gabe. Kaum aber, daß dieselbe sich in ihren Handteller legt, so entgleitet Veronica's Lippen, die sich eben zum herzlichen Danke öffneten, ein jähes Wehgeschrei, welchem der Geber ein schadenfrohes Lachen nachschickt. Das Mädchen schüttelt das Geldstück — einen glühend gemachten Pfennig — auf den davon aufzischenden Schnee der Straße und gesellt sich, bitterlich weinend, zu ihrem Bruder, der in die tief Betrübte vergebens mit Fragen eindringt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannichfaltiges.

Im Dreißigjährigen Kriege griff eine Streifpartie einen Bauer auf, der ihr den Weg nach dem Bodensee zeigen mußte. Unterwegs fragten ihn die Reiter, ob er schwedisch oder kaiserlich sei. Er aber gedachte: „Sagst du kaiserlich, so geben sich diese vor schwedisch aus, und raumen dir den Buckel ab; sagst du aber schwedisch, so widerfährt dir's abermal," antwortete deshalb: „er wisse es nicht." „Schelm!" sagte ein Reiter zu ihm, denn damals waren wenig redliche Leute, weil die Soldaten die Bauern Schelme nannten, daß sie es hörten, und hingegen die Bauern die Soldaten Diebe schalten, wenn sie es nicht hörten, „Schelm, du wirst ja wissen, wem du angehörst!" „Nein, ihr Herren," antwortete der Bauer, „das ist ohne Gefahr nicht zu sagen, ich sei denn auf meinem eigenen Mist." Darauf sagte der Offizier: „Wenn du mir die Wahrheit bekennest und sagst, wie es dir ums Herz ist, so will ich dich gleich deines Weges laufen lassen, wo nicht, so mußt du im Bodensee ohne alle Barmherzigkeit ersaufen." Der Bauer nahm den Offizier beim Wort, und auf dessen Zusicherung „ein Schelm, der sein Wort nicht hält" antwortete der Bauer: „Ich wollte, die kaiserlichen Soldaten wären eine Milchsuppe so groß wie der Bodensee, und die schwedischen wären die Brocken darin, alsdann möchte der Teufel sie mit einander auffressen." Das gab ein Gelächter und dem Bauer wieder die Freiheit.

Diese Geschichte erzählt in einem Volkskalender auf das Jahr 1670 Einer, der selbst dabei gewesen sein will.

*Wir lesen im „Fife Herald:" Eine Frau in hiesiger Stadt hatte dieser Tage ein mittelgroßes Entenei zum Frühstück hart gesotten, und als sie wie gewöhnlich die Schale gebrochen und das Ei zerschnitten hatte, fand sie zur größten Ueberraschung zwei Kupfermünzen zu 1 Pfennig, und zwei andere zu ½ Pfennig in der Mitte dieses Eies. Die Nachbarn wurden sogleich herbeigerufen, um die Merkwürdigkeit zu besehen, und wir selbst wurden hierzu eingeladen und gebeten, die Sache bekannt zu machen. Die Münzen befanden sich in dem stumpfen Ende des Eies, dessen Weiß durch den Grünspan des Kupfers eine etwas grünliche Farbe bekommen hatte. Wir überlassen es den Naturkundigen, diese Sonderbarkeit zu erklären, verbürgen uns jedoch für die vollkommene Wahrheit. Das Ei war im Dutzend in dem Laden eines hiesigen Detailhändlers gekauft worden.

Druck und Verlag von W. Levysohn.